



Ökumene der dritten Art

Ökumene der dritten Art – Christsein in säkularer Umgebung

Die Situation

„Das spirituelle Drama, das das 2. Vatikanische Konzil als eines der schwerwiegendsten Probleme unserer Zeit ansieht (Gaudium et Spes 19), besteht in der stillschweigenden Abkehr ganzer Bevölkerungsgruppen von der religiösen Praxis und dem Verlust jedes Glaubensbezugs. Die Kirche ist heute stärker mit der Indifferenz und dem praktischen Unglauben konfrontiert als mit dem Atheismus, der sich weltweit auf dem Rückzug befindet. [...] Ohne Zweifel ist es heute eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche, die Ursachen und Folgen dieser Phänomene verstehen zu lernen und mit Gottes Hilfe Wege zu finden, die hier Abhilfe schaffen.“ So lautet die zentrale Aussage eines 2004 vom Päpstlichen Rat für Kultur herausgegebenen Papiers mit dem Titel „Wo ist dein Gott? – Der christliche Glaube vor der Herausforderung religiöser Indifferenz“.

Man lasse sich also weder von militanter atheistischer Propaganda á la Richard Dawkins („Gotteswahn“) noch von der durch die Feuilletons ausgerufenen „Wiederkehr der Religion“ täuschen: Nicht der Atheismus, der in einer negativen Stellungnahme zur Gottesfrage besteht, bildet die eigentliche Herausforderung, und auch nicht der Agnostizismus, der sich aus verschiedenen Gründen einer Stellungnahme ausdrücklich enthält. Es ist die religiöse Indifferenz bzw. die Konfessionslosigkeit (so der etwas ungenaue Terminus in der evangelischen Theologie) – also das Phänomen, dass Menschen „vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben“ (Karl Rahner) und deshalb die Gottesfrage nicht einmal verstehen, um auf sie reagieren zu können. Es findet sich vor allem in den neuen Bundesländern, die mit über 75 % Konfessionslosen das Epizentrum des „kirchlichen Katastrophengebiets Westeuropa“ (Peter L. Berger) darstellen, in Zukunft möglicherweise aber auch verstärkt in West- und Süddeutschland, wo die Zahl der von Religion und christlicher Botschaft „Unberührten“ (Michal Kapláněk) bzw. der „religiös Unmusikalischen“ (Jürgen Habermas) besonders in den Großstädten zunimmt. Beispielsweise notierte verwundert eine ZEIT-Reporterin

in einem Interview mit einem Topmanager: „Fragt man ihn nach Dingen wie Religion, Spiritualität oder Philosophie, dann sagt er: ‘Wenn ich noch nicht mal weiß, was Sie mit dieser Frage meinen, dann bin ich wohl nicht spirituell. Es entspricht nicht meiner Fokussierung.’“, Jugendliche auf dem Leipziger Hauptbahnhof – angesprochen, ob sie eher christlich oder atheistisch eingestellt seien – antworteten irritiert: „Weder noch, normal halt.“ Und eine sich als areligiös (oder besser: religionsfrei) bezeichnende Studentin wurde fast wütend, als ich sie fragte, wie sie denn ihren Standpunkt positiv definieren würde: „Liberal? Humanistisch? Feministisch? Rationalistisch? – weiß ▶



Baustelle 3: Dicke Brocken



Baustelle 4: Bodenplatte und Verschalung

Ökumene der dritten Art

ich doch nicht. Und ist das nicht irgendwie zu einfach gefragt? Sie sagen, Sie sind religiös, genauso gut hätte ich sagen können, ich bin sportlich. Ohne Religion muss ich mich doch nicht zwangsläufig bei einer bestimmten Weltanschauung positionieren. Für wen ist denn das wichtig? Ich brauche kein Label der Weltanschauung zur Identitätsfindung.“

Diese sehr bunte Gruppe der „Areligiösen“ wird von der Religionswissenschaft zumeist ausgeblendet, da die Vorstellung, dass es auch Menschen ohne Religion geben könnte, in ihren oft sehr weit gespannten Konzepten von Religiosität und Religion (die auch Fußball-Götter und Kaufhaus-Konsumtempel umschließt) keinen Platz findet.

Die nun aber besonders die Christen irritierende Erfahrung ist, dass sich offenbar auch ohne Religion und Gott gut leben lässt. Die christliche Verkündigung neigt ja gern dazu, der anderen Seite von vornherein Defizite zu unterstellen: Gottlosigkeit sei Sittlosigkeit, weil ohne Gott alles erlaubt ist, und angesichts des Todes herrschten Verdrängung und Verzweiflung vor. Diese Stereotype lassen sich beim näheren Hinsehen (leider oder zum Glück?) nicht bestätigen:

1. Es gibt nachweisbar zumindest mittelfristig keinen außergewöhnlichen Verfall von Wertvorstellungen, wie europaweite Ländervergleiche oder Langzeitstudien über der Religion „Ent-

fremdete“ zeigen. Also sind Religion und Moral weit weniger korreliert, als im Blick auf die „Werteagentur Kirche“ gern hervorgehoben wird.

2. Selbst mit Grenzsituationen lässt sich nüchtern-pragmatisch umgehen: Not lehrt nur Beten, wenn jemand schon Beten gelernt hat. Für die anderen gilt: Wer sich in Krisenzeiten Sinnfragen stellt und vielleicht doch nach religiösen Praktiken sucht, wird das in der Regel als Krisenphänomen einschätzen, welches mit dem Ende der Krise wieder verschwindet, aber nicht als Aufforderung verstehen, die aufkommenden Fragen zu beantworten oder die Praktiken später fortzusetzen.
3. Der Stabilisierung dient eine gut etablierte nichtreligiöse Feiernkultur (z.B. die ostdeutsche Jugendweihe als Konfirmations-Äquivalent).

Irritierend sind diese Beobachtungen für Christen deshalb, weil sie sich fragen lassen müssen, warum und wozu sie überhaupt Christen sind, wenn doch auch Nichtchristen ihr ewiges Heil erreichen können, so sie ihrem Gewissen folgen.

Die Chancen

Die im Blick auf das „christliche Abendland“ zunächst bedrohlich erscheinende Lage birgt auf einen zweiten Blick enorme Chancen, von denen drei genannt seien:

1. Im Unterschied zum „Entfremdeten“, der aufgrund einer als repressiv empfundenen religiösen Sozialisation (Tilman Mosers „Gottesvergiftung“) eher emanzipiert-aggressiv reagiert, trifft man bei den „Unberührten“ vor allem auf vorsichtige Neugier: Mit Religion und Kirche bestanden bisher keine Kontakte (schon über mehrere Generationen ist hier die Tradition unterbrochen), also mangelt es auch an negativen Erfahrungen, so dass durchaus Interesse an dieser unbekanntem Welt besteht – mit aller Vorsicht, sich dabei nicht einfangen und festlegen zu lassen.
2. Wenn dann die medieninduzierten Skandalgeschichten abgearbeitet sind, die oft nur den Gesprächseinstieg bilden, sind Christen in ihrer „Kernkompetenz“ angefragt: Warum bist du Christ (wo du dich doch ansonsten ganz normal verhältst)? Wie geht Beten? Wie kommst du darauf, dass es Gott gibt?

Baustelle 5:
Rohre und
Kabel

unten
Baustelle 6:
Der Heizraum
wächst



... Erfrischend ist, dass das in Deutschland so beliebte Kreisen um Kirchen-Interna (Zölibat, Piusbruderschaft, ZdK-Wahlen etc.) aufgebrochen wird: Diese Themen interessieren die andere Seite nicht oder nur marginal. Bedenklich ist allerdings die verbreitete Sprachlosigkeit der Christen, wenn es um jene Kernthemen geht.

3. Die vorwiegend in der Ressortseelsorge Tätigen berichten außerdem immer wieder, dass sie sich wie in einem „Neuland“ bewegen, wo sie ständig neue Erfahrungen machen. Ihre engagierte Gelassenheit fühlt sich ganz anders an als die permanente Frustration derjenigen, die ihre verlorenen Schafe in Familie und Kirchengemeinde zurückholen wollen, ist doch in jenem Fall das Gegenüber dadurch gekennzeichnet, dass es nie dazugehört hat.

Ökumene der dritten Art

In missionarischer Perspektive handelt es sich bei einer so weitflächigen religiösen Indifferenz („Volksatheismus“) um eine kirchengeschichtliche Novität: Bisher fand sich auf der anderen Seite zumindest irgendeine Religion, an die angeknüpft werden konnte. Deshalb sind derzeit keine fertigen Rezepte zu erwarten. Doch kann auf Erfahrungen der mehr als 100jährigen ökumenischen Bewegung zurückgegriffen werden. Diese ist eine Frucht des „heißen“ Pluralismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts: Das „kalte“ Nebeneinander der Konfessionen (nach 30jährigem Bürgerkrieg im 17. Jahrhundert als solches schon eine Errungenschaft) wurde durch die wachsende Mobilität der Moderne aufgebrochen. Jetzt sind im Mit- und Durcheinander bis in die konfessionsverschiedenen Familien hinein weitgehende Transparenz und gegenseitiger Respekt gefragt. Von dem verständlichen Wunsch, den jeweils Anderen auf die eigene Seite zu ziehen, wurde Abschied genommen. Der unvermeidliche und auch gewollte Austausch dient sowohl der Maximierung der Gemeinsamkeiten im Denken und Handeln als auch der Schärfung des je eigenen Profils: Was katholisch ist, weiß ich erst richtig, wenn ich auf Nichtkatholiken treffe. Ansonsten wird die Frage, wie das Ende dieses Weges aussehen könnte, sistiert: Keiner kennt bisher die Zielgestalt, auf welche das Unternehmen zuläuft.

Die hier angedeuteten Einsichten der innerchristlichen Ökumene (der ersten Art) lassen sich – bei aller Verschiedenheit hinsichtlich der gemeinsamen Grundlage und der Differenzpunkte – auf den innerreligiösen Dialog übertragen (Ökumene der zweiten Art). Zu dem, was die Kirchen miteinander gelernt haben und noch lernen, scheint es auch im Kontext der Religionsvielfalt keine Alternative zu geben. Warum sollte das nicht – wiederum abgewandelt – im Prinzip auch für den Umgang mit religiös Indifferenten gelten?

Besonders der ostdeutsche Raum befindet sich bezüglich einer solchen Ökumene der ►



Baustelle 7: Aus einem Guss



Baustelle 8: Bewehrungsprobe

Ökumene der dritten Art

dritten Art in einem Lernprozess, der alle Ebenen umfasst: Familien, Freundes- und Kollegenkreise, Ortsgemeinden und auch die Kirchen als ganze. Zunehmend finden sich teils tastende, teils engagierte Versuche, den christlichen Sendungsauftrag, „Salz der Erde“ zu sein, situationsgerecht umzusetzen. Das bisher Gelernte lässt sich stichpunktartig so zusammenfassen – und auf alle drei Arten von Ökumene übertragen:

- Christentum nicht als persönliche Seelenpflege missverstehen oder als eine Kirchlichkeit, die allein auf biologischer Reproduktion aufbaut, vor allem auf interne Probleme fixiert ist und die Außenwelt vorwiegend wie durch Schießscharten wahrnimmt. Vor allem (aber nicht nur) Diasporagemeinden neigen zu einer solchen Festungsmentalität.

Baustelle 9:
Der Rohbau



Baustelle 10:
Der neue Kamin



- Wissen, was man will: „Proposer la foi – den Glauben vorschlagen“, nannten es die französischen Bischöfe treffend – ohne selbstverliebte Intentionen (Mitgliederwerbung, Selbstbestätigung etc.), also eine in diesem Sinne „absichtslose“ Mission.
- Nach vorn schauen und nicht zurück – d.h. sich jede Art von Nostalgie (besonders im Blick auf volkskirchliche Zeiten) verbieten.
- Bereit sein, auf Wanderschaft zu gehen: „Muss nur ich mich bewegen?“, konterte einmal mir gegenüber eine Gesprächspartnerin. Keiner, auch nicht die Kirche als ganze, geht aus dem Kontakt mit den Anderen unverändert hervor.
- Im Bereich der sozialen, kulturellen und gesellschaftspolitischen Diakonie mit Machtfragen und Verlustängsten rechnen. Geistesverwandtschaften entdecken, wo sie zunächst nicht vermutet werden (über traditionelle Partei- und Gruppenpräferenzen hinweg).
- Im Bereich des Zeugnisses mehr miteinander als übereinander reden – möglichst auf „neutralem“ Boden (also nicht in kirchlichen Räumen) und auf Augenhöhe: Die Andersheit des Anderen ist zu respektieren.
- Im Bereich der Liturgie (auch die ist mit religiös Indifferenten möglich, wie u.a. die Leipziger Friedensgebete im Herbst 1989 zeigten) Formen miteinander und nicht nur füreinander finden – Einladungen in „unsere“ Gottesdienste sind also nur die zweitbeste Variante.

Schluss

Was bringt es (uns)? Wahrscheinlich keine „Taufzahlen“, wie die Erfahrung lehrt. „Wenn sie auch der Kirche massenhaft verloren gegangen sind, so werden sie doch nur je einzeln zurückzugewinnen sein.“ (Wolf Krötke) Das ist eine realistisch-nüchterne Prognose. Nach dem bisher Gesagten wird allerdings die inklusive Intention dieses Zitates als problematisch auffallen. „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.“ (Mt 10,8) Alles andere ist wohl Gottes Sache.

■ Eberhard Tiefensee